

Sommer mit Hermann

© 2013 by Suzanne Latour. Alle Rechte vorbehalten

Eines Abends im letzten Sommer, als ich von meinen Streifzügen um das Heidelberger Schloß und über die Höhen des sogenannten Philosophenweges wieder in die Altstadt zurückkehrte, dem goldenen Affen, als ich durch das hintere Stadttor ging, im Vorbeigehen meine Reverenz erweisend – denn welche Stadt hat schon einen goldenen Affen am Tor? –, trat ich, durch die Gassen zurück zum Hotel schlendernd, von jener unwiderstehlichen Anziehungskraft gezogen, wie sie die Literaten kennen, auf einen Sprung in einen größeren, gutsortierten Buchladen ein, halb aus Neugier, womit sich die Heidelberger Leser wohl befassen mögen, halb auf der Suche nach etwas Interessantem. Ein Rundblick (mehr war nicht nötig) belehrte mich, daß die Heidelberger dasselbe lesen wie das übrige Deutschland (Kuhdörfer und Kurorte ausdrücklich ausgenommen), aber meine Aufmerksamkeit wurde bald von einem einzigen, ziemlich zentral und unübersehbar platzierten Tisch gefesselt, der ausschließlich Hermann Hesse gewidmet und, zwei, drei Biographien (über ihn) ausgenommen, bedeckt war mit den neuesten Ausgaben seiner Werke. Da ging mir – die ich zur *träumerischen* Spezies der Schriftsteller gehöre und nur gelegentlich Zeitung lese und nicht sonderlich sattelfest bin, was Jubiläen, Geburtstage etc. anbelangt – zum ersten Mal auf, daß dies – das Jahr 2012 – das Hermann-Hesse-Jahr sein mußte und man folglich (sein Geburtsjahr kannte ich) sein fünfzigstes Todesjahr beging. Das ist der Ruhm, dachte ich mir. Vier bis fünf Generationen hat er schon geschafft, recht mühelos und dem Anschein nach ohne Unterbrechungen und Wiederbelebungsversuche, und dies hier ist nun die jüngste Welle, die allerneueste Schwemme von Hessebüchern, die über uns hereinbricht: zwar fast ausschließlich im Taschenbuchformat, denn wir leben nun einmal in einem billigen Zeitalter (sprich: in einem Zeitalter, das alles, vor allem sein Vergnügen, zum billigsten Preis haben will), aber immerhin: Bücher über Bücher, Romane, Erzählbände, Gedichtbände, Briefsammlungen, Sammlungen von Essays und Zeitungsartikeln, alles brandneu und proper, die Titelbilder teils nach modernen Geschmack gestaltet, zum Teil mit Hesses eigenen, recht bunten und also auffälligen Aquarellen geschmückt. Und nachdem ich mir das alles beschaut und nochmals beschaut, nachdem ich bewundert hatte, wie es sich ausnimmt, wenn 'noch so ein Großschriftsteller', der aber freilich *auch* kein Goethe war, von emsigen Ameisen aufbereitet und dem Publikum in hübschen, kleinen, handlichen und verdaulichen Brocken serviert und unter die Nase gehalten wird, nachdem ich in dieses und jenes Büchlein, das mich begierig aufforderte: Lies mich! Nimm mich! einmal hineingesehen, ein wenig gelesen und geblättert hatte, kristallisierte sich mir – denn auf Reisen ist man unternehmender Stimmung und fühlt sich befähigt zu allem und jedem – aus diesem verlockenden Reichtum, der da vor meinen Augen ausgebreitet lag, die beflügelnde Überzeugung heraus: Ich muß einmal wieder Hermann Hesse lesen! – Gesagt, getan. Kaum war ich zuhause, in meiner hanseatischen Metropole, die gleichsam so eine Art Seldwyla im Großen ist, fuhr ich stracks zur Staatsbibliothek und besorgte mir (meine Regale sind schon recht überfüllt) Hesse-Bücher: besorgte mir den Steppenwolf, Siddhartha, Von

Büchern und Menschen, Die Kunst des Müßiggangs und den Briefwechsel mit Alfred Kubin. Und las das alles und las noch einen Essayband, den ich selbst zuhause hatte, und hatte mir damit eine ordentliche Hesse-Injektion verabreicht und konnte also mitreden.

* * *

Ich gebe zu, daß ich um Hesses Bücher lange Zeit einen Bogen gemacht habe. Er gehörte zu den Schriftstellern, die mich als junges Mädchen überhaupt nicht reizten. Ich fand schon die Titel abstoßend: wie fade klingt das alles, dachte ich (trotzig), wie blutleer, schal und langweilig. Siddhartha klang in meinen Ohren unweigerlich nach Trockenheit und Dürre (engl. darth), der Steppenwolf elend und verhungert, und zu was außer etwas Nichtigem konnte sich ein Glasperlenspiel hergeben? Wie trügerisch Titel sein können, erfuhr ich zur selben Zeit, allerdings in anderem Zusammenhang. 'What you will' und 'As you like it' besagen für sich ja so gut wie nichts und haben für die jeweiligen Stücke, deren Titel sie sind, im Grunde keine wesentliche Bedeutung, sie fungieren nur als Namensgeber, haben aber eigentümlicherweise, vielleicht gerade durch eine scheinbare Willkürlichkeit, die zugleich nicht ohne Poesie ist, einen Merkeffekt; überdies wecken sie keinerlei negative Assoziationen. Sie wirken federleicht, wie hingeworfen, so wie die Stücke selbst. 'Frau Jenny Treibel' hingegen, eine hübsche kleine Gesellschaftsposse Fontanes, steht unter dem Schatten seines behäbigen Titels: unweigerlich hat man eine beliebte Matrone vor Augen, die sich in alles einmischt und ihre Familienangehörigen terrorisiert: das trifft auch zu, und doch ist sie nicht die zentrale Figur des Romans, der, wie stets bei Fontane, eine ganze Reihe von Gestalten beleuchtet und jeder gerecht wird. Unter dem Titel 'Der Landpfarrer', nach unseren Vorstellungen sicherlich einer der trockensten und prosaischesten überhaupt, verbirgt sich einer der großartigsten Romane Balzacs, vielleicht sogar der beste (wenn man schon Abstufungen vornehmen muß), und er hat mit einem Landpfarrer auch nur ephemere zu tun: zwar gehört einer zu den handelnden Personen und stellt gleichsam eine Art Bindeglied dar, ist aber auch hier nicht im entferntesten die zentrale Gestalt. Mit anderen Worten: es kennzeichnet den Übergang von der Kindlichkeit zu einer gewissen Form geistiger Reife, sich von Titeln, die so oder so sein können, zutreffend oder absonderlich, banal oder grotesk (und vor allem auch scheinbar langweilig) weder beirren noch abschrecken zu lassen. – Dies dahingestellt, muß ich doch zugeben, daß es mich ziemlich bestürzte, bis zum Erschrecken bestürzte, zu lesen (was ich vorher noch nicht wußte), daß Hermann Hesse lange Jahre an Leukämie litt und schließlich auch an dieser Krankheit starb. Das Blutleere, das wie ein dünner Atem von diesen Schriften aufzusteigen schien! Wie – war meine bange Frage – schreiben die Schriftsteller ihr Schicksal so sehr in ihre Bücher, daß man es gleichsam erraten oder errahnen kann, ohne sie auch nur gelesen zu haben? Beruhigen wir uns vorerst damit, daß er ja trotz allem ein sehr respektables Alter erreicht hat, er wurde sogar noch ein paar Jahre älter als Thomas Mann. Aber dieses Dünne, Abgehungerte, Abgezehrte, Asketische, das als so bemerkbarer Zug in sein Werk einging und den Schluß fast unausweichlich macht, ihm müsse, als Schöpfer fiktionaler Literatur zumal, irgendwann einfach der Stoff ausgegangen sein, läßt sich, wie die Buchstaben an einer Tafel, jedenfalls auch an

den Photographien ablesen, die von ihm erhalten sind. Es ist sicherlich kein Zufall, daß Hesse während der Zwanziger Jahre (der Zeit einer großen inneren Krise, wie es hieß) eine ziemlich augenfällige Ähnlichkeit mit Mahatma Gandhi aufweist – die weiße Kleidung inbegriffen. Nach einem gängigen Vorurteil sollen ein schmales Gesicht, dünne Lippen, hohle Wangen edler Vergeistigung entsprechen. Aber die Geschichte belehrt uns eines anderen: nicht wenige Genies haben recht mächtige, ausladende Köpfe besessen mit durchaus sinnlichen Gesichtszügen, und nach Balzacs Auffassung (unverkennbar sprach er für sich selbst), die jener obigen scharf entgegengesetzt ist, ist der sinnliche Mann der vollkommenste, also auch der intelligenteste, da er die größte Menge an sinnlichen Eindrücken empfängt und in sich aufnimmt, und sie ihm den Stoff liefern, aus dem er seine Ideen bildet und mittels dessen er die Welt erfaßt. Den schmalen Köpfen wies er im Gegenzug einen Hang zur Grausamkeit und Brutalität, zum monomanischen Beharren auf dem eigenen Standpunkt zu. Man glaubt nicht mehr an die Physiognomik, ohne damit die Wahrheit entkräftet zu haben, daß Körper und Gesicht eines Menschen sich zu einem nicht geringen Grad nach dem ausbilden, wie er denkt, wie er sich verhält, wie er der Welt und den Menschen gegenübertritt. Nehmen wir eine Photographie Hesses aus den späteren Jahren zur Hand: diese große, breite Stirn ist edel, ohne jede Frage, es ist eine Dichterstirn, wie man sie überzeugender nicht wünschen kann. Wer einen Dichter zu mimen hat, sollte sich den reifen Hesse zum Vorbild nehmen. Aber wenn ich mir die dünnen Lippen betrachte, die wachsamen, etwas spöttischen Habichtaugen hinter den Brillengläsern, das unbarmherzig beschnittene Haar, das nur gerade noch den Schädel bedeckt, so drängt sich mir jedesmal der Gedanke auf: hinter der scheinbaren Freundlichkeit dieses Antlitzes, des Wesens, das er der Welt zeigt, muß etwas Eisiges gewesen sein, etwas Kaltes und Furchtbares. Man kann es, wenn man will, schon auf den Kinder- und Jugendbildern entdecken: diese abgründige Distanz zur Welt, man möchte meinen: zu allem. Hieß es nicht von ihm, er habe seine zweite Braut verstört, als er eines Tages im Bett lag und sich weigerte, aufzustehen, weil alles – die ganze Welt (also auch sie) 'zum Kotzen' sei? Die Chronik seiner Frauengeschichten könnte, auf drei Sätze gebracht, etwa so lauten: Die erste wurde verrückt – die zweite lief ihm davon – die dritte hat sich ihm geweiht – mit allen Implikationen, die im Wort weihen mitschwingen, muß man annehmen. Was man davon berichtet, hört sich nach streng geregelter Zusammenleben auf spiritueller Basis an: womöglich das einzige Rezept für Genies von unausgeglichener Wesen, das Dauerhaftigkeit garantiert. Aber genug von dieser Art des Präludierens. Ein Dichter hat, wie jeder Künstler, das Recht, nach seinen Werken beurteilt zu werden.

* * *

Als ich Anfang zwanzig war – spezifizieren wir das: ich war dreiundzwanzig –, als ich also dreiundzwanzig war, riet mir ein Freund dringend an, Narziß und Goldmund zu lesen, das sei überhaupt das beste Buch Hesses. Er geriet förmlich ins Schwärmen dabei, und da Schwärmerei ansteckend ist, und man den Rat eines Freundes auch nicht mißachten soll, kaufte ich das Buch und las es – durchaus begierig – durch. Was ich davon mitnahm, war die Erkenntnis (im wesentlichen), daß

es jemanden wie Narziß und jemanden wie Goldmund gab, und wie sich die beiden voneinander unterscheiden. Nicht viel mehr. Vielleicht war ich nur zu unreif, sagte ich mir vor ein paar Jahren. Vielleicht habe ich – Leser haben so etwas Bescheidenes und suchen den Fehler gern bei sich – es nur nicht richtig verstanden. Versuchen wir's noch einmal! Also das Buch aus dem Regal gezogen und noch einmal begierig durchgelesen, mit gehöriger Aufmerksamkeit und Anteilnahme. Die Erkenntnis, die ich daraus zog, war, daß es jemanden wie Narziß und jemanden wie Goldmund gibt, und wie sich die beiden voneinander unterscheiden. Wie seltsam, dachte ich. Ich werde doch nicht in der Zwischenzeit das Buch gleichsam überholt haben und komme von der anderen Seite her zu denselben Schlüssen?

Dann gab es eine flüchtige Episode mit dem Demian. Den nötigte mir eine Freundin auf: Er sei so schön! – in dem etwas sentimental-ton gesprochen, mit dem man seine Jugenderinnerungen liebkost. Man merkt es schon: Hesseadepoten und ihre Lieblingsbücher – es scheint sich da um echte Liebesverhältnisse zu handeln, um einen regelrechten Bund fürs Leben. Ich fand das Büchlein zwar etwas verdächtig dünn, den Titel (!) etwas weinerlich im Anklang, nahm es aber doch brav mit und las es. Als ich durch war, vermutlich noch am selben Abend, dachte ich mir: Wie – ist das etwa alles? Ein großer Schüler, der einen kleinen beschützt, und seine liebevolle Mutter – das ist alles? Das war es, was – laut Thomas Mann – die Jugend im Jahre 1919 so unbedingt brauchte?

Und dieses Mal, im Jubiläumsjahr, versuchte ich es also mit dem Steppenwolf, mit Siddhartha, mit den Essays und Zeitungsartikeln. Im Steppenwolf muß sich ein nachdenklicher Mensch unserer Tage, nennen wir ihn ruhig einen Intellektuellen, unweigerlich ein Stück weit wiederfinden, das steht außer Frage. Aber die Tendenz Hesses, stets nur sich selbst in den verschiedensten Inkarnationen zu schildern und die anderen Figuren wie Staffage oder Stichwortgeber oder bloße Reflektoren zu behandeln, ist auch hier wieder sehr deutlich. Kaum klappt man das Buch zu, hat man nur noch eine – überdies ziemlich vage – Vorstellung vom Steppenwolf – von einem Menschen, der sich selbst als Steppenwolf bezeichnet – im Kopf, von niemand sonst; bei Siddhartha ist es noch ärger – Siddhartha entschwand mir, kaum gelesen, libellengleich aus dem Gedächtnis – das doch sonst im Hinblick auf Literarisches recht gut funktioniert. Vielleicht ist es die mangelnde Dialektik, eine narzißtische Unwilligkeit Hesses, seinen Standpunkt zu objektivieren und auf mehrere Personen zu verteilen, und auf diese Weise eine intellektuelle Spannung zu schaffen, die verhindert, daß dem Leser die Sache zu leicht eingeht – und daß er sie folglich auch zu leicht vergißt. Er kann oder mag aus seiner Hessehaut nicht heraus, er will wie ein trotziger Jugendlicher darauf beharren, daß seine Sichtweise auf die Welt die richtige sei – weil es eben *seine* ist. Sicher tut er so, als ob er sich ganz mächtig in Frage stelle – aber selbst Narziß und Goldmund sind doch nur die zwei Seiten der einen Person Hesse, selbst ein sehr gutwilliger Leser kann es auf die Dauer nicht verkennen. Durch dieses kindliche Beharren auf seinem Standpunkt, auf dem Blickwinkel seiner Individualität ist er den Lesern lieb, denn wir sind alle einmal Kinder gewesen (vielleicht bezeichnet es die Hesseleser, ihr ganzes Leben lang welche zu bleiben), aber es erklärt zugleich, warum diese Werke für uns Spätere keine befriedigende Lektüre mehr sein können: etwas, eine letzte Um-

wandlung, eine vollendete gedankliche Durchdringung des Stoffes fehlt ihnen. Es scheint auch, als wäre Hesse sich dieses Unvollendeten bewußt gewesen und habe es als eine Art Geschick akzeptiert – worin zweifellos Größe liegt. Ich selbst finde den besten Hesse dort, wo er vermutlich am wenigsten populär ist: in seinen Essays und Zeitungsartikeln, die er oftmals, mit einer anmutigen Sorglosigkeit, nur so hingeworfen zu haben scheint, wie sie der Augenblick und sicherlich auch das, was ein anderer die Forderung des Tages nannte, sie ihm eingaben. Es sind Beobachtungen, Skizzen, Betrachtungen, Momentaufnahmen, und trotz des Bruchstückhaften, das dieser Art von Prosa wesentlich ist, gewinnt man aus ihnen nicht nur äußerst lebendige Eindrücke im Hinblick auf den Menschen. Hesse, seine Denkweisen, Ideen, Anschauungen, die Art, wie er die Welt sieht, er schafft poetische Momente, die sich der Erinnerung in ganz klaren Umrissen einprägen. Er ist ein vorzüglicher Stilist, seine Schilderungen sind prägnant und genau und auf eine absichtslose Weise poetisch; seine Beobachtungsgabe, seine Fähigkeit, im Gras zu liegen und mit allen Sinnen zu lauschen, sich den Eindrücken hinzugeben, die auf ihn einströmen, kommt hier zu voller Wirkung: in der Schilderung fast alltäglicher, unscheinbarer Ereignisse – in den Bergen von Montagnola besucht er seine alte Freundin Nina, er hat Geburtstag und freut sich kindlich über einen Schmetterling, der sich auf seine Hand setzt – zeigt er sich als ein großer Dichter, der das Kleine und Kleinste bedeutungsvoll und wundersam macht und auf diese Weise die Welt verwandelt. Bemerkenswert sind ferner ein frühes Bodensee-Abenteuer, als er, zum Angeln hinausgefahren und vom Nebel überrascht, an einer fremden und feindlichen Küste notlandet, seine Schilderung der Luft in den Tessiner Bergen, wie sie sich gegen Ende des Sommers zu verändern beginnt und in den Herbst übergeht, eine frühe Italienwanderung, auf der sich in den Alpen die Schmetterlingsjäger über ihn lustig machen. Der Selbstmord eines Kommilitonen. Die Erinnerung an seine jüngste Schwester. Wie sein Großvater – ein feuriger Tatenmensch (er verschleiß drei Frauen) – in Riga seine erste Braut fand – am selben Abend kennengelernt und gefreut, und gleich nach Neuseeland verschleppt. Die Erinnerung an einen seiner Lehrer und dessen todkranke Frau – sehr berührend und lesenswert. Siehe da, je mehr ich dies aus dem Gedächtnis niederschreibe, desto mehr kommt mir in den Sinn – durchaus ein ad hoc-Beleg meiner These, scheint mir.

Essayistische Prosa teilt womöglich dasselbe Los wie die Zeichnungen im Vergleich zu Gemälden – sie wird vornehmlich von den Liebhabern goutiert, die große Masse läßt sie links liegen. Sehr zu Unrecht, aber es bestätigt die alte Regel, daß das Schöne und Schönste nicht in den Schoß fällt, sondern daß man sich auf den Weg machen und es selber suchen und sich darum bemühen muß. Es mag auch sein, daß jeden Schriftsteller irgendwann einmal der Überdruß am Erfundenen überkommt und die Sehnsucht nach dem Echten von ihm Besitz ergreift – nach der Wahrheit in ihrer Schlichtheit und Einfachheit und der Aufgabe, sie poetisch wiederauferstehen zu lassen – im und zugleich wider das Bewußtsein, daß es dem Menschen nur in Bruchstücken möglich ist. Hesse ist nicht der einzige Autor des zwanzigsten Jahrhunderts, dessen essayistische Prosa wertvoller, wenigstens intellektuell befriedigender erscheint als die fiktionale – Aldous Huxley ist ein weiteres Beispiel, es wären sicherlich noch mehr zu nennen. Woran liegt es, daß diese

Schriftsteller nicht mit ihren besten Leistungen weltberühmt wurden, sondern indem sie populäre Bedürfnisse befriedigten? Freilich, nach Karl Kraus heißt diese Frage stellen, sie beantworten. Es scheint sich hier der Abgrund aufzutun, der die intellektuelle Prosa von der fiktionalen trennt. In der essayistischen Prosa sprechen die Autoren gleichsam frei, treten als ihr eigenes Ich auf, verschmähen fremde Rollen, fremde Posen, verschmähen Trost, Beschwichtigung und das Komponieren nach Prinzipien der Form und Harmonik, das dem Leser nach beendeter Lektüre als ästhetisches und emotionales Erlebnis haften bleibt: sie verschmähen so gut wie alles (wenn sie Meister ihrer Sprache sind und Geschmack, Urteil, Denken sich geläutert haben) außer der Wahrheit, der Prägnanz und der Logik. Einem griechischen Geist muß man von hier ab nichts mehr erläutern: er versteht es vollkommen, es ist ihm gleichsam eingeboren, daß vor allen Logik und Wahrheit nichts mit Popularität zu tun haben – ihr in den allermeisten Fällen regelrecht entgegenstehen. In freier Prosa folgt ein Gedanke dem nächsten, ein intellektueller Aspekt dem anderen: Zeit zum Ausruhen, vor sich hin Schlafen, Sacken Lassen, gibt es nicht, wird nicht zugestanden – der Autor weiß, daß die wenigen Leute von Geist, an deren Urteil allein ihm liegt, ihm hier nichts nachsehen werden, er weiß auch, daß er selbst es genauso hält und fremde Werke mit jener Unerbittlichkeit prüft, die den Leuten gemüthlicheren Schlages, die es mit der Wahrheit, der eigenen und der fremden, und den Dingen, die eigenen und den fremden, nicht so genau nehmen, so furchterregend jakobinisch erscheint. Fiktionale Werke kommen oftmals mit nur einer einzigen Idee aus, der Rest ist Gestaltung, Vorbereitung, Verzögerung, Nachhall. Dies erklärt zugleich, warum die freie Prosa zur Kürze strebt – sie zeigt ihre Farben, zählt ihre Punkte auf, umrundet sie vielleicht, zieht ihre Schlußfolgerungen und eilt weiter – in gerader Linie, pfeilscharf, auf merkurischen Flügeln – dem Himmel zu.

Was Hesses Aquarelle anbelangt, so habe ich mir natürlich auch diese angesehen, das versteht sich von selbst. Sie werden, in künstlerisch gebildeten Kreisen zumal, ja wohl eher mit einem nachsichtigen Lächeln bedacht, was freilich nicht daran zu hindern schient, auch aus diesen kleinen Schöpfungen noch Kapital zu schlagen, indem man Reproduktionen davon in Bildbändchen an das naive Volk verkauft, das ja, wie bekannt, bunte Bilder liebt. Was treibt einen Schriftsteller dazu, sich in seiner Freizeit mit soviel emsiger Akribie dem Malen (unter freiem Himmel zumeist) zu widmen? Diese Frage läßt sich blindlings beantworten: das Abtauchen! Malen bedeutet: im Hier und Jetzt sein, auf alles weiterführende Denken zu verzichten, sich allein mit Problemen der Komposition, des Farbauftrags, der Mischung, der zu erzielenden Wirkungen zu befassen: d. h. Urlaub, ein wirklicher Urlaub von dieser kopfzermarternden Tätigkeit, die darin besteht, über den Zustand der Welt nachzusinnen (chronisch heillos). Es gilt vermutlich: je größer der Kopf, der sich dieser Tätigkeit hingibt, desto mehr empfindet er die Erleichterung, Was die Qualität dieser Bilder anbelangt, so ist das Dilettantische daran, eine gewisse Kindlichkeit der Auffassung und die Lust an der schönen Farbe unverkennbar, und zugleich haben sie doch etwas, das sie von den Versuchen gewöhnlicher Dilettanten, ob aus Hesses Zeit oder unserer, zu unterscheiden scheint: vielleicht kann man es noch am ehesten eine Form der Poesie nennen – eine naive, dilettantische Poesie. Ein solches Lob, falls es eins ist, hätte Hesse den Dichter vielleicht sogar gefreut,

zumal er das Malen um des Malens willen betrieb, nicht im Hinblick auf das Hervorbringen großer Werke. Einer seiner sympathischsten Züge ist seine Leidenschaft für Papier; in seinen späteren Jahren gönnte er sich einen Luxus, den vielleicht nur die bildenden Künstler, die wissen, was es heißt, in beengten Verhältnissen zu werken, in seiner Bedeutung würdigen können: den eines Papierschranks. Wo bringt man große Bögen unter? Papier muß liegen, glatt und flach liegen, um seine Qualität zu bewahren, was umso mehr ins Gewicht fällt, je teuer und besser es ist; die einzige Möglichkeit, größere Mengen und verschiedene Sorten adäquat aufzubewahren, ist ein Schubladenschrank. Einen solchen zu besitzen, und dazu Schätze von Papier, diesem köstlichen Material, das so zart und zugleich so stabil, so human und so wandelbar ist, machte den Dichter von Montagnola auf eine kindliche Weise glücklich. Man kann ihm übrigens nicht vorwerfen, die künstlerischen Tendenzen seiner Zeit verkannt oder mißachtet zu haben. Wenn man die Aquarelle aufmerksam ansieht – die Ansichten von Bergen und See, das Dorf, sein Garten, seine Terrasse – so kann man in der Aufteilung der Fläche wie in der Farbgebung die Bezüge und die Nähe zur klassischen Moderne sehen, ohne jede Frage: aber statt dieser letzten Kühnheit und Umgestaltung, die die Pflicht der bildenden Künstler ist, vorausgesetzt, daß sie ihr Metier ernstnehmen, hat der Schöpfer, auf malerische Größe und Unsterblichkeit verzichtend, ihnen sein kleines, erzpersönliches Hesse-Signet aufgedrückt. Von den drei deutschsprachigen Dichtern, die allesamt einen starken Zug zur bildenden Kunst hatten und sich darin versuchten, Goethe, Gottfried Keller und Hermann Hesse, muß man, denke ich, dem Schweizer das größte malerische Talent zuerkennen – was man von dem Schöpfer des Grünen Heinrich wohl auch billigerweise erwarten sollte. Man hat aus seinen Bildern – Landschaftsbildern – einen Band zusammengestellt, aus dem mir besonders eines – eine Landschaft unter einem Gewitterhimmel, mit einem dem Beschauer den Rücken zukehrenden Wanderer im Vordergrund – in Erinnerung geblieben ist, weil seine Anlage und Ausführung, überhaupt die Komposition etwas Großes verriet. *Er* hätte vielleicht wirklich ein Maler werden können, unter günstigeren Umständen, in einem weniger epigonalen Umfeld und mit mehr fruchtbaren Anregungen. Die Zeittendenzen waren ihm nicht günstig, die Impressionisten begannen zu der Zeit, in die seine Jugend und Mannesjahre fielen, erst, und ihre Ideen konnten in Deutschland noch kaum bekannt sein. Auch nicht ausgeschlossen, daß er sie abgelehnt und an einer klassisch-akademischen Malweise festgehalten hätte. Aber letztlich sind sie doch alle drei, auch Gottfried Keller, dem Naturell nach zuallererst Dichter und Schriftsteller gewesen und eben keine Maler. Es fehlte ihnen nicht zuletzt jene Selbstgenügsamkeit, die den Maler an seiner malerischen Welt – der Welt der Erscheinungen, der Formen und Farben zunächst einmal – sein Genüge finden läßt.

Überstrahlt – um uns einem vorläufigen Fazit zuzuwenden – die Person Hermann Hesses sein Werk? Es ist ja nichts Geringes, zu seiner Zeit ein so entschiedener Kriegsgegner gewesen zu sein und diese Position so kompromißlos vertreten zu haben, und dies bereits in den Jahren, da andere sich noch schwankend und zweifelnd zeigten, die finsternen Anzeichen noch nicht recht zur Kenntnis nehmen wollten. Es umgibt ihn mit der Glorie eines Sehers, fast eines Heiligen, es verleiht ihm

jene Integrität, an der es seinen (deutschen) Zeitgenossen, zumal in den Jahren 33 – 45, in der Mehrzahl so sehr gemangelt zu haben scheint. Er steht damit, wie Thomas Mann, für das bessere Deutschland und hat vermutlich nicht wenig dazu beigetragen, das Bild dieser Nation in der Welt wiederherzustellen: wenigstens scheinen die internationalen Leser sehr begierig auf die besondere Hesse-Form pubertär-poetisch-deutscher Treuherzigkeit und Selbstfindungsprosa zu sein, denn Hesse gilt als der meistverkaufte deutsche Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts. Als gelernter Buchhändler, der diesen Beruf auch ausgeübt hat, verstand er sicherlich etwas von den Gesetzen des Erfolges: d. h. er wußte, wie man dem Publikum angenehm ist, und wie man ihm, auf eine schriftstellerisch durchaus makellose Weise, gibt, wonach es begehrt. Hesse hat – falls ich mich nicht irre, an derselben Stelle, an der er von seiner eigenen Begrenzung im Figurenerschaffen spricht – seine Abneigung gegen das Spezialistentum, auch das des Künstlers und Schriftstellers ausgesprochen. Es erschien ihm offenbar gar nichts so sehr Verlockendes, es schien ihm womöglich eher verdächtig zu sein, zuverlässig ein Meisterwerk nach dem anderen zu produzieren, maschinen- und turnusmäßig, oder so, wie ein Körper Säfte von sich gibt. Er kannte und dachte offensichtlich an etwas Höheres: an ein Menschsein im vollen Sinne des Wortes; es scheint jedenfalls, als ob er sein Leben lang auf der Suche nach diesem Menschentum war, und als wären seine Werke selbst allesamt nur Versuche, sich ihm anzunähern: was sowohl ihre besondere Eigenart wie ihre Unzulänglichkeit erklären mag. Daß künstlerisches Vermögen und moralische Integrität einander nicht automatisch bedingen, ist altbekannt: vielleicht muß man – gerechterweise – hinzusetzen, daß zu bestimmten Zeiten das eine notwendiger als das andere ist.

Und das Glasperlenspiel? Die Morgenlandfahrt? Klingsors letzter Sommer? zirpt es ärgerlich aus meinem kritischen Weltempfänger. Die wollen Sie doch nicht etwa unter den Tisch fallen lassen, Sie Hesse-Verschluderer, Sie! Sind das nicht gewichtige Stimmen im großen Hessekonzert? – Ich weiß, ich weiß. Der echte Ruhm ist langlebig – und auch der falsche, und auch der mittelechte und mittelfalsche. Und große Wirkungen, das weiß ich von Goethe alias Eckermann, entstehen aus großen Ursachen. Eines Tages, so schwant mir, werde ich ein Déjà vu haben. Es wird wieder Sommer sein, es wird wieder ein Jubiläum begangen werden, und ich werde in irgendeinen Buchladen eintreten und wiederum mit sanft unaufdringlichem Zwang, mithilfe magischer Fußstapfen vielleicht, zu einem Tisch geleitet werden, auf dem alle diese frisch erneuerten, schön gefaßten, im Geschmack vielleicht etwas faden Hessejuwelen blitzen, und ich werde, schummerig im Kopf und etwas benebelt von dem Enthemmungsparfüm, das mittlerweile auf den Kaufflächen, innerhalb der gesetzlich erlaubten Grenzwerte, offiziell versprüht werden darf, den Laden mit zwei Packen Büchern unter dem Arm verlassen, meinen Krückstock zwischen den Zähnen und besinnungslos vor mich hinmurmeln: *Ich muß einmal wieder Hermann Hesse lesen!*

* * *